



der Gender Studies Studierenden

Editorial • „Uni brennt“ • „Dschända wie?“ • Frauen sind nicht die besseren Menschen • Interview mit Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Marina Balina • Gleichberechtigung – ein steiniger Weg für Frauen • Julia Franck: Die Mittagsfrau • Neue Bücher in der gendup Bibliothek • Märchen vom Auszug aller „Ausländer“ • Editorial • „Uni brennt“ • „Dschända wie?“ • Frauen

Editorial

Liebe Leserinnen, liebe Leser!

Die ersten Wochen des Wintersemesters sind wieder einmal rasend schnell vergangen. Geprägt waren sie von den Protestaktionen rund um „Uni brennt“, von denen Stephanie Kärn gleich zu Beginn berichtet und die zugrunde liegenden Probleme skizziert.

Anschließend geht es um das Phänomen, dass Studierende der Gender Studies immer weit ausholen müssen, um begreiflich zu machen, worum es dabei eigentlich geht: Gender ist noch nicht im alltäglichen Sprachgebrauch angelangt und auf Erklärungsversuche wird oft mit Ablehnung reagiert.

Auf Ablehnung stießen ebenfalls viele Wortmeldungen rund um die deutsche Bundestagswahl und insbesondere Angela Merkel: Johanna Reidel-Mathias wundert sich in ihrem Beitrag über respektlose Ausdrücke wie „Tittenbonus“ und über die Vorstellung, dass Frauen die besseren Menschen sein müssten. Erfreulich findet sie hingegen die Aussichten für homosexuelle Paare, die ihnen die Vorbildwirkung Guido Westerwelles beschert.

Eine ebenso positive Vorbildwirkung geht von Professorin Marina Balina aus: Die Slawistin ist „scientist in residence“ in diesem Wintersemester. Im Interview, das Ursula Vieider im Anschluss an einen Vortrag im gendup über sowjetische Kinderliteratur führen durfte, berichtet Professorin Balina von ihrem interessanten Lebensweg, der junge Wissenschaftlerinnen anspornen könnte.

Dass Frauen überhaupt erfolgreiche Wissenschaftlerinnen werden können ist allerdings kein Geschenk des Himmels, woran Ingrid Schmutzhart in ihrem Beitrag erinnert. Vielmehr war und ist es ein steiniger Weg für Frauen zur Gleichberechtigung.

Wer noch auf der Suche nach einem passenden Weihnachtsgeschenk für Lesefans ist, kann sich vielleicht für den Roman „Die Mittagsfrau“ von Julia Franck begeistern, den Stephanie Kärn vorstellt. Die Auflistung von Neuzugängen in der gendup-Bibliothek rundet unsere Lektüreempfehlungen ab.

Mit einer Geschichte zum Nachdenken, einem Gedicht von Ingrid Schmutzhart und einem Foto des gendup-Teams wollen wir uns schließlich auf die Ferien einstimmen und allen Leserinnen und Lesern eine erholsame Zeit und schöne Feiertage wünschen!

Bernadette Gotthardt & Ursula Vieider

„Uni brennt.“

Eine Analyse von Stephanie Kärn

„Die Uni brennt“ – das ist das Motto der Protestbewegung, die sich gerade an vielen österreichischen Hochschulen formiert. Mittlerweile protestieren Studierende aus ganz Europa gegen die Bedingungen, die sie an den Hochschulen vorfinden. Solidaritätsbekundungen gibt es aus über 20 deutschen Universitätsstädten, aber auch aus Italien und sogar der Schweiz. Selbst Studierende der Universität Berkeley in den USA äußerten Verständnis für die Unzufriedenheit. Eine wichtige Forderung ist auch eine Quotenregelung für Frauen als Mitarbeiterinnen an der Universität in allen wichtigen Gremien von mindestens 50 Prozent.

Auch in Salzburg haben zahlreiche Aktionen stattgefunden: So gab es bereits zwei Demonstrationen mit mehreren hundert Teilnehmerinnen und Teilnehmern. Der Hörsaal 381 an der Kultur- und Gesellschaftswissenschaftlichen Fakultät (Geswi) ist seit fast vier Wochen besetzt. Bei der letzten Demonstration wurde die Bildung in einem Sarg symbolisch zu Grabe getragen. Auf reges Interesse stießen die Podiumsdiskussionen zum Thema Studiengebühren und Zugangsbeschränkungen, aber auch der Diskussionsabend zur Bildungssituation im Land Salzburg. Lediglich die AG, die Fraktion der konservativen Studierenden, unterstützt die Proteste nicht. Mit dem Motto „studieren statt blockieren“ versucht sie sich der Diskussion weitgehend zu entziehen. Wünschenswert wäre es jedoch, wenn sie sich zumindest mit den geäußerten Problemen sachlich auseinandersetzen würde, wenn auch die Forderungen der Protestierenden zum Teil noch etwas vage sein mögen.

Offensichtlich gibt es auf breiter Ebene durchaus Redebedarf: Denn der Protest der Studierenden ist kein Aktionismus, der von einer bestimmten politischen Ideologie getragen wird, sondern er ist ein vorwiegend problemorientierter. Die starke Zunahme an Studierenden am Fachbereich Kommunikationswissenschaft hat sicher einiges dazu beigetragen, dass der Protest vor allem an der Geswi ausbrach, ist aber für viele keinesfalls allein ausschlaggebend dafür, an den Demonstrationen teilzunehmen: Vielfach wurde für die Bachelorstudiengänge der Stoff eines bisherigen Diplomstudiums einfach nur minimal gekürzt und in sechs Semester gepresst. Das kann insbesondere für Studierende, die auf einen Nebenjob angewiesen sind oder Kinder haben, zu einem großen Problem werden. Nicht ausreichend durchdacht ist z. B. der Bachelor der Kommunikationswissenschaft in Salzburg – er entspricht nicht den internationalen Vergleichsmaßstäben und ist daher nicht akkreditiert.

In Deutschland hat die Politik auf solche Hinweise bereits reagiert, Ministerin Schavan gestand öffentlich ein, dass der Bologna-Prozess einiger Korrekturen bedürfe. Die österreichische Politik dagegen scheint wesentlich orientierungsloser: Bildungsminister Johannes Hahn zieht es bisher vor, so wenig wie möglich zu reagieren und hofft, dass er bald sein Flugticket nach Brüssel erhält. Eine Diskussion mit mehr als drei Studierenden ist ihm zu heikel. Möglicherweise verpasst er damit die eine oder andere gute Idee. Die 34 Millionen, die er „zusätzlich“ versprochen hat, stammen aus einem Fonds, der ohnedies für die Universitäten bestimmt war. Kanzler Faymann weiß nicht, ob er nun für oder gegen Zugangsbeschränkungen sein soll – in seiner Not ändert er von einem Tag auf den anderen seine Meinung.



Foto 1: Privat

Verständlich ist auch die Forderung der Studierenden, dass der Staat mehr Geld in die Bildung investieren sollte. In die Konsolidierung von Banken hat Österreich 5,6 Milliarden Euro investiert,¹ in die ÖBB immerhin noch 5 Milliarden Euro, in die Bildungsausgaben flossen dagegen nur vergleichsweise geringe 2 Milliarden Euro, was einem Anteil von 1,3 Prozent des BIP entspricht. Auch dass es Studiengebühren geben muss, weil sonst Bildung nicht mehr bezahlbar sei und weil sie verhindern würden, dass ungeeignete Personen ein Studium begännen, ist für viele nicht nachvollziehbar. Das Bildungswesen war die letzten 30 Jahre staatlich finanziert – ohne dass der Staat Österreich deswegen kurz vor dem Ruin gestanden wäre. Und „Karteileichen“ lassen sich auch anders verhindern. Eine soziologische Studie der Uni Wien weist hingegen darauf hin, dass Studiengebühren zum Teil sozial selektiv sind.² Studiengebühren finden vor allem diejenigen gerechtfertigt, die sich vom Studium in ihrem Beruf später finanzielle und damit auch soziale Privilegien erhoffen. Dies betrifft die „klassisch arbeitsmarktnahen“ Studiengänge wie z. B. Jus, weniger Studienfänger mit hohen Frauenquoten wie z. B. Pädagogik. Vor allem Frauen scheuen sich auch zunehmend ein Studium aufzunehmen, für das sie zwar Gebühren zahlen sollen, das sie aber keinesfalls in eine sichere berufliche Zukunft entlässt. Hilfreicher wäre es stattdessen, die Förderungen sowohl für bedürftige als auch für sehr engagierte Studierende auszubauen.

Als weiterer Versuch politisch irgendwie, aber anscheinend nicht sehr durchdacht zu reagieren, muss der Vorstoß des BZÖ gesehen werden. Die Partei möchte – zusätzlich zu Studiengebühren – von jeder deutschen Studienanfängerin oder jedem deutschen Studienanfänger 5000 Euro einfordern. Damit handelte sie sich die polemische Kritik einer großen österrei-

chischen Tageszeitung ein, es könnte ja auch von vielen in Österreich lebenden Mitbürgerinnen und Mitbürgern türkischer Herkunft zusätzliches Schulgeld verlangt werden. Aber auch eine sachliche Argumentation zeigt, dass Forderungen nach einem finanziellen Ausgleich aus Deutschland wenig Sinn haben: Dies dürfte schon rechtlich schwierig werden, da es den EU-Gleichbehandlungsgrundsätzen widerspricht. Es ist zwar richtig, dass einige deutsche Studierende vor dem Numerus clausus (NC) nach Österreich flüchten. So beträgt die Wartezeit auf einen Platz Psychologie im Nebenfach an der LMU München 25 Semester.³ Wer vor dem NC flüchtet, tut dies meist aber nicht über weite Strecken: So kommen z. B. gerade in Salzburg über 60 Prozent der deutschen Studierenden aus dem benachbarten Bundesland Bayern.⁴ Und letztlich ist es ja nicht ausgeschlossen, dass Deutsche auch nach ihrem Studium in Österreich bleiben – wovon auch Österreich profitieren könnte.

Die eigentlich zugrundeliegenden Probleme sind aber andere: Der Zuwachs der Studierenden ist auch zu mindestens 50 Prozent nur auf Österreicherinnen und Österreicher zurückzuführen. Die hauptsächlichen Probleme – überfüllte Hörsäle, überfrachtete Bachelorstudiengänge, schlechte Betreuungsrelationen vorwiegend in sogenannten „Massenfächern“, geringe Frauenanteile bei den Lehrenden und die Zunahme von befristeten Arbeitsverträgen auch auf universitärer Ebene sind in Berlin wie in Wien dieselben, und in beiden Städten kann das Studium eines Massenfaches ein Problem sein. So wurde die maximale Zeit, mit der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler an österreichischen Universitäten befristet beschäftigt werden dürfen, auf sechs Jahre heraufgesetzt. Das macht es speziell für junge Forscherinnen und Forscher schwer, die mit einem gewissen Ehrgeiz in den Wissenschaftsbetrieb einsteigen wollen: Mit befristeten Verträgen gestaltet sich eine Lebensplanung schwierig. Auch wenn sie stattdessen in die Wirtschaft gehen wollen, schützt akademische Bildung Frauen nicht vor ungleicher Bezahlung – im Gegenteil. Bei einem AHS-Abschluss verdienen Männer im Durchschnitt 22,9 Prozent mehr als Frauen, bei einem Hochschulabschluss verdienen sie 27,4 Prozent mehr. Ein Drittel dieser Unterschiede ließe sich nicht durch objektive Faktoren wie Arbeitszeit erklären, so die AK-Expertin Pirklbauer.⁵



Foto 2: Privat

Ein weiteres Problem ist die Frage, ob und wenn ja welche Zugangsbeschränkungen überhaupt einen Sinn haben – und zwar in Deutschland wie auch in Österreich. Es ist fraglich, in-



Foto 3: unibrennt.org

wieweit eine Studienplatzvergabe nach Noten des Abiturs oder auch einer möglichen Zentralmatura in Österreich überhaupt sinnvoll ist. So werden z. B. auch Noten mit einbezogen, die nichts mit dem anvisierten Studienfach zu tun haben. Aufnahmeprüfungen setzen zwar voraus, dass mensch sich zum ersten Mal mit den Inhalten eines Studiums befasst, haben aber auch Nachteile: Es gibt Hinweise, dass sie sozial selektiv wirken.⁶

An der Universität Salzburg gibt es derzeit nur an der Psychologie eine Aufnahmeprüfung. Dass dies allerdings noch nicht für eine ideale Situation sorgt, zeigt sich darin, dass nur 50 Prozent der Studierenden des Fachbereichs, die so ausgewählt wurden, ihr Studium überhaupt beenden. An der Kommunikationswissenschaft gibt es vorgezogene Zwischenprüfungen, um die Zahl der Studierenden zu verringern.

Lehrende sind in Salzburg in einem Dilemma: Einerseits freut sich Professorin Dr. Elisabeth Klaus, Fachbereichsleiterin der Kommunikationswissenschaft, über das große Interesse am Fach, andererseits sind die räumlichen Ressourcen im Moment zu begrenzt. Auch Dr. Christian Allesch, Professor der Psychologie, hält die Forderungen nach besserer Finanzierung und mehr Studienplätzen zwar für „utopisch“, aber „nicht im negativen Sinn. Eine Utopie kann ja auch etwas Positives sein.“

Dabei kann man den Problemen auch anders als mit finanziellen Einschränkungen und Druck begegnen: So wurde bei einem Diskussionsabend vorgeschlagen, eine Orientierungsphase (nicht zu verwechseln mit einer Knock-out-Studieneingangsphase) einzuführen, wie dies in den USA z. B. gehandhabt wird. In einem ersten Semester auf der Universität können sich die Studierenden verschiedene Studiengänge an der Universität konkret anschauen, ohne Zeit zu verlieren, denn viele Kurse sind für mehrere Fächer anrechenbar.

Mehr Information an den Schulen wäre ebenfalls eine Idee – oft gibt es nur einen einzigen Hochschulinformationstag in der Oberstufe. Dass es z. B. sowohl in Österreich als auch in Deutschland weniger Absolventen und vor allem Absolventinnen technischer Fächer gibt, hat auch nachweislich etwas damit zu tun, dass Fächer mit Bezug dazu in der Oberstufe eher selten angeboten werden. Denkbar wären auch Self-Assessments per Computer oder in Rollenspielen, die Leute, die sich inskrinieren wollen, vor dem Studium oder in den ersten paar Wochen absolvieren. Ziel dieser Self-Assessments sollte aber keine Bewertung in Noten, sondern eine kritische Reflexion dessen sein, was mensch sich unter dem Studium und dem späteren Beruf vorstellt. So kann „gefährlos“ ausprobiert werden, wofür mensch geeignet ist. Solche Ansätze gibt es z. B. schon in Deutschland im Lehramtsstudium an der Universität Kassel. Die Schulpädagogin Dorit Bosse hat solche Seminare entwickelt und sie hält es für vermessen, über die Eignung junger Leute zu urteilen, die noch Entwicklungspotenzial haben.

Stattdessen schlägt sie eine andere Lösung vor: „Wir wollen und dürfen niemandem abraten. Aber wir sagen dezidiert, woran der Einzelne noch arbeiten muss.“⁸

Die Autorin:

Stephanie Kärn hat gerade ihren Bakk. in Germanistik absolviert und studiert auch Psychologie.

Die Fotos 1 und 2 wurden von der Autorin selbst aufgenommen.

1 Quelle: diepresse.com, Artikel vom 08.04.2009

2 Quelle: <http://www.soz.univie.ac.at/franz-kolland//www.ulv.tugraz.at/Archiv/030617%20Kollandstudie.htm>

3 Quelle: www.lmu.de, Link NC-Grenzen

4 Quelle: FB Psychologie

5 Quelle : Standard vom 9.11.2009, S.1.

6 Siehe dazu das Paper: www.ifs.tu-darmstadt.de/fileadmin/soziologie/.../Jahrbuch_Hochschule.doc mit verschiedenen wissenschaftlichen Studien, u.a. von Bourdieu und Carnevale / Rose 2004. UniStandard, Oktober 2009, S. U3.

7 Siehe Ranking unter www.che.de, Link Fächer>Psychologie

8 Siehe Zeit Studienführer 2009/10, S.39.

* * *

„Dschända wie?“

Das neue Studienjahr ist schon wieder voll im Gange und viele Studentinnen und Studenten besuchen erstmals Lehrveranstaltungen aus dem Bereich der Gender Studies. Sicherlich wurden auch sie mittlerweile mit einem interessanten Phänomen konfrontiert, das es in der Form wohl nur bei diesem speziellen Lehrangebot gibt: Auf die Frage „Was studierst du?“ lässt sich nicht kurz und bündig antworten, immer ist damit Erklärungsbedarf verbunden. Denn mit der Bezeichnung Gender Studies kann kaum jemand etwas anfangen. Sei es im Familienkreis oder im beruflichen Umfeld, die Reaktionen fallen meist ähnlich aus und stets muss weit ausgeholt werden, um zu erklären, was es bedeutet, sich für Gender Studies zu interessieren. Oft wird sofort die Vorurteilskeule geschwungen, nach dem Motto „Aha, die Emanzen wieder.“ Aufgeschlossenere Mitmenschen stellen mit gerunzelter Stirn und ratlosem Blick die Frage, was das denn überhaupt sei. „Und was macht man da eigentlich, bei Gender?“

Dass Geschlechtsidentität eben nicht naturgegeben ist, ist zwar auf wissenschaftlicher Ebene längst bekannt und wird international und umfassend erforscht und beschrieben, die Erkenntnisse sind aber immer noch nicht in der Alltagswelt angelangt. Dort erfolgt noch viel zu wenig Auseinandersetzung mit der Genderthematik, immer noch werden Stereotype unreflektiert übernommen und Klischees bedient. Dies macht sich beispielsweise in einschlägigen Buchveröffentlichungen und Filmproduktionen bemerkbar, deren Erfolg auf der mehr oder weniger humorvollen Verarbeitung des scheinbar allgegenwärtigen Geschlechterkampfes basiert. Möchte man dann erklären, dass es weder ein „Rosa-und-Glitzer-Gen“ noch ein

„Lego-Technik-Gen“ gibt und vielmehr von Kindesbeinen an Geschlechterrollen eingeübt werden, gleicht das einer Sisyphusarbeit, denn viele Menschen wollen sich partout nicht von ihren Überzeugungen abbringen lassen.

Dieser mit der Zeit mühsam werdenden Begleiterscheinung für Gender Studies Studierende liegt ein begriffliches Problem zu grunde, dem bisher noch nicht recht zu Leibe gerückt werden konnte. Für die angloamerikanische Bezeichnung Gender gibt es im Deutschen leider keine adäquate Entsprechung. Wenn wir von „Geschlecht“ sprechen, meinen wir in erster Linie das biologische Geschlecht (sex), insofern wäre beispielsweise die Bezeichnung „Geschlechterstudien“ irreführend und unpräzise. Für die Bezugnahme auf die soziale Konstruiertheit des Geschlechts (gender) fehlt ein passendes deutschsprachiges Wort, deshalb muss von Gender Studies gesprochen werden.

Das, was mit Gender Studies gemeint ist, ist allerdings längst nicht so abstrakt und alltagsfremd, wie es klingt. Einflussfaktoren auf unser geschlechtsspezifisches Rollenverhalten sind vielfältig und allgegenwärtig, können dementsprechend auch überall aufgedeckt werden. Dazu ist es allerdings notwendig, vermeintliche Tatsachen nicht einfach als gegeben zu akzeptieren, sondern grundsätzlich zunächst kritisch zu hinterfragen.

Zum Beispiel: Von Müttern kommt oft das Argument, der Sohn hätte immer auch Puppen zum Spielen angeboten bekommen, aber er wollte einfach lieber mit Autos spielen. Oder die Tochter wollte unbedingt rosarote Kleidchen anziehen. Schon hier kann eingehakt werden: Weshalb wollte es das Kind? Wie hätte das Umfeld (Großeltern, Geschwister, befreundete Kinder usw.) reagiert, wenn beispielsweise der Fünfjährige eine Puppe mit in den Kindergarten genommen oder sich womöglich mit Haarspangen geschmückt hätte? Und welche Reaktionen erntet ein kleines Mädchen, auf dessen T-Shirt „Bob der Baumeister“ abgebildet ist?

Als Argument zur Legitimierung geschlechtsspezifischen Rollenverhaltens wird weiters häufig die unterschiedliche körperliche Beschaffenheit von Männern und Frauen ins Treffen geführt. Abgesehen davon, dass es zwar sehr viele Ausnahmen gibt, ist es jedenfalls eine unbestreitbare Tatsache, dass viele Frauen kleiner und zierlicher sind als Männer. Doch auch hier lohnt es sich, einmal darüber nachzudenken, welche Gründe es dafür geben könnte. Es sollte einleuchten, dass Langzeitfolgen von unterschiedlichem Ernährungs- und Bewegungsverhalten eine große Rolle spielen. Und wenn Forschungsergebnisse präsentiert werden, wonach Männer und Frauen unterschiedliche Gehirnregionen beanspruchen, also „anders denken“, dann muss auch das kritisch hinterfragt werden. Denn ebenso bekannt ist die Tatsache, dass bestimmte Denkleistungen durch entsprechendes Training erhöht werden können, während sich Vernachlässigung gegenteilig auswirkt. Wenn also bei Buben – ausgehend von der Vorannahme einer ausgeprägteren Technik-Affinität – der Fokus von Kindheit an auf technische Fähigkeiten gelegt wird, wird daraus leicht eine selbsterfüllende Prophezeiung.

Das waren nur einige Beispiele für die Überzeugungsarbeit, die Gender Studies Studierende in ihrer unmittelbaren Umgebung leisten müssen. Oft scheint dennoch Hopfen und Malz verloren und der Gesprächspartnerin oder dem Gesprächspartner ist höchstens ein mildes Lächeln zu entlocken. Manchmal kann

trotz anfänglicher Ablehnung aber auch zum Nachdenken animiert werden, und vielleicht wird sogar die eine oder andere stereotype Vorstellung über Bord geworfen. Das gelingt nicht immer – aber immer öfter.

Bernadette Gotthardt

Die Autorin:

Bernadette Gotthardt hat ein abgeschlossenes Germanistik- und Publizistikstudium. Sie studiert derzeit ein Individualstudium Geschichte/Gender Studies/Politik. Seit Oktober 2009 ist sie Mitarbeiterin im gendup.

* * *

Frauen sind nicht die besseren Menschen!

„Nur wegen Tittenbonus kannst Du doch nicht für die Merkl sein!“ (Von Hodenbonus oder mir aus Hodenmalus habe ich noch nie sprechen hören. Da wird sich doch meist irgendwie respektvoller ausgedrückt).

Nein, eine Frau muss dann doch schon wirklich entscheidend besser – vor allem moralisch besser – sein! Selbst dann noch, wenn sie eh schon über mehr Professionalität, Kompetenz und Führungsqualitäten als viele ihrer VorgängeR oder MitbewerbeR verfügt... Da müsste sie schon zusätzlich die „moralisch“ weitaus bessere Politik machen!

Selbst in grün-bewegten, emanzipatorischen, schwulesischen Kreisen scheint sowohl bei Frauen als auch Männern die fixe Idee zu bestehen, Frauen seien die (moralisch) besseren Menschen. Oder sollten es zumindest sein!

Davon habe ich mich längst verabschiedet. Ohne wirklich traurig darüber zu sein. Ich will nicht, dass Frauen besser oder schöner sein müssen.

Aus welchem ernsthaften Grund – außer eben dem Mythos vom moralisch besseren und schöneren Geschlecht – sollen Frauen nicht boxen dürfen, Fußball spielen, zum Militär gehen, Lust an Macht und Geld haben dürfen? Da bin ich für absolut gleiche Ausgangsbedingungen für Männer und Frauen!

Dies vorausgesetzt, bin und werde ich gern ein immer besserer Mensch.

Dies vorausgesetzt, freue ich mich über jede Frau und jeden Mann, die immer bessere Menschen werden mögen.

Dies vorausgesetzt, bin ich leidenschaftlich für eine Politik der ausgleichenden Gerechtigkeit, Sanftheit, Güte und Liebe gegenüber Mitmensch, Tier, Natur und Kosmos...

Es gibt kein „moralisches Gen“, zumindest ist es nicht geschlechtsspezifisch. Ich kenne genügend Männer, die zum Gutsein fähig sind.

Frauen sind nicht die besseren Menschen. Und damit darf es auch mal gut sein!

Ich bin an den Bildern hängengeblieben, die am Abend der Bundestagswahl über die Bildschirme flimmerten:

Bild eins:

Eine erschöpfte, aber glückliche Bundeskanzlerin und CDU-Parteivorsitzende, in Begleitung ihres offensichtlich ebenfalls glücklichen Pressesprechers, tritt vor die Kameras, um sich bei Volk und WahlhelferInnen zu bedanken. Sie wollte Kanzlerin aller Deutschen sein. Und was dergleichen schöne und kluge Worte mehr sind... Eine touche, erfolgreiche Frau, die nicht davor zurückschrekt, einigermaßen mächtig zu sein, mit einem etwas jüngeren und loyalen (männlichen) Mitarbeiter.

Bild zwei:

Glücklich und überwältigt vom Wahlerfolg löst sich der Parteivorsitzende der FDP aus der Umarmung mit seinem Lebensgefährten, um anschließend im Pulk der Parteiführungsriege die üblichen Glücks- und Dankesworte auszusprechen. Es bleibt nicht die einzige Szene an diesem Fernsehabend, in der Westerwelle ganz nah mit seinem Freund zu sehen ist. Ein Schwuler als (designierter) Vizekanzler und/oder Außenminister: Europaweit, ja weltweit werden auch noch so homophobe Staatsmänner und -frauen* nicht darum herumkommen, einem Schwulen auf höchstem politischem Parkett die Hand zu schütteln.

Ich finde, das sind nette Aussichten!



Foto: www.spiegel.de

Schon irgendwie ungerecht:

Die konservative CDU/CSU, deren große Teile „die Frau“ doch noch am liebsten zuhause bei Kind, Mann und Herd sähen... Die wirtschaftsliberale FDP, deren Vorsitzender sich zu seinem Lebensgefährten öffentlich bekannte, als dies niemanden mehr ernsthaft hinter dem Ofen hervorlockte...

Diese beiden Parteien ernten die Früchte der feministischen und emanzipatorischen politischen Bewegungen der 1968er- und Folgejahre.

Schon irgendwie ernüchternd:

Angela Merkl und Guido Westerwelle sind die Früchte der Frauen-, Schwulen- und Lesbenbewegung. Bleibt zu hoffen, dass sie sich dieses speziellen geschichtlichen Erbes bewusst sind. Bleibt der fromme Wunsch, sie mögen es in diesem Sinne weiterführen...

Und doch, es bleiben die Bilder:

Hätte es in meiner Generation bereits derlei Vorbilder gegeben... Ich bin mir sicher, unzählige Frauen, lesbische Frauen, schwule Männer hätten ihr Leben ganz anders, freier, selbstbewusster und selbstbestimmter gestaltet.

Mögen diese Bilder den heutigen kleinen Fannys, Vincents, Luises, Maximilians... Mut machen und zum Wohle gereichen!

Johanna Reidel-Mathias

Eine gekürzte Fassung dieses Textes erschien in EMMA Nov./ Dez. 2009.

Die Autorin:

Johanna Reidel-Mathias ist Generalsekretärin der HOSI (Homosexuelle Initiative) Salzburg.

* Europa ist im weltweiten Vergleich „Spitzenreiter“ mit „immerhin“ 10 % Frauen in staatstragender Rolle...

* * *

scientist in residence **Interview mit** **Prof. Dr. Marina Balina**



Foto: Frau Balina, privat

Seit 2007 kooperiert gendup mit der Kulturabteilung der Stadt Salzburg im Rahmen des Förderprogramms *scientist in residence*. Jährlich sind – im Wechsel mit H. C. Artmann-Literaturstipendiaten – etwa sechs WissenschaftlerInnen aus unterschiedlichen Disziplinen für jeweils zwei bis drei Monate zu Gast in der stadteinigen „Wohnung Tobias“, um intensiv an salzburgbezogenen Schwerpunkten ihrer Forschungsthemen zu arbeiten. Zentraler Erfolgsaspekt des Programms ist die intensive Vernetzung der GastwissenschaftlerInnen mit Forschungseinrichtungen und KollegInnen in Salzburg.

Im Wintersemester 2009/10 ist Frau Prof. Dr. Marina Balina als scientist in residence in Salzburg zu Gast. Die Professorin an der Leningrad Polytechnical University, der University of Nottingham und der Illinois Wesleyan University, wo sie derzeit den Isaac-Funk-Lehrstuhl innehat, ist durch die Veröffentlichung zahlreicher Bücher, Artikel, Konferenzbeiträge, Rezensionen, Übersetzungen und als Lektorin an verschiedenen Universitäten bekannt. Aufgrund Ihrer großartigen Arbeit erhielt diese bemerkenswerte Frau etliche Auszeichnungen, Preise und Stipendien.

Sie haben einen sehr interessanten Lebensweg. Wie begann Ihre wissenschaftliche Karriere und warum sind Sie in die USA ausgewandert?

Mein Interesse galt immer der Literaturgeschichte, sowohl der russischen als auch der europäischen. Das habe ich mein Leben lang studiert, zuerst in der Schule und dann an der Universität. Der Kontakt mit der europäischen Literatur hatte einen sehr großen Einfluss auf mich. Ich habe immer versucht, die literarischen Prozesse in Russland mit denen in Europa zu ver-

gleichen. Natürlich war auch das Studium der Sprachen sehr wichtig für mich. Das hat mir neue Wege geöffnet, neue Perspektiven angeboten. Aber ich bin in der Sowjetunion aufgewachsen. Zu meiner Jugend- und jungen Erwachsenen-Zeit (1970er- und 1980er-Jahre) waren die Reisemöglichkeiten sehr begrenzt. Und ich träumte von der Welt, ich wollte Europa sehen und mich mit der europäischen Kunst nicht nur durch die Kunstabben vertraut machen. Was mich aber letztendlich für eine Emigration motivierte, war der Krieg in Afghanistan. Das war ein unendlich langer Krieg, der immer wieder mehr und mehr Opfer verlangte. Mein Sohn war noch klein, aber ich wollte ein ganz anderes Leben für ihn, ein freies Leben, ein ehrliches Leben, ohne politischen Zwang, ein Leben, wo er selbst seinen Lebensweg bestimmen konnte. Das war der Grund für meine Emigration.

Was machen Sie heute beruflich?

Ich bin Isaac-Funk-Professorin für russische Studien an der Illinois Wesleyan University in den Vereinigten Staaten. Ich halte Sprachkurse in Russisch sowie Kultur- und Literaturkurse auf Englisch.

Was hat Sie dazu bewogen, das Angebot, als *scientist in residence* in Salzburg zu arbeiten, anzunehmen?

2005 hatte ich in Paris Univ.-Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Anja Tippner, die heutige Fachbereichsleiterin der Slawistik an der Universität Salzburg, kennengelernt. Wir haben dort zusammen an einer Konferenz in Sorbonne teilgenommen. Der persönliche Kontakt führte zu einer weiteren Zusammenarbeit. Frau Tippner hat an dem Sammelband über die russische Kinderliteratur, den ich herausgegeben habe, mitgearbeitet. Es folgten weitere Projekte, die uns beide interessierten, weitere Veröffentlichungen, Pläne für Konferenzen. Das Programm „scientist in residence“ war also eine Möglichkeit, ausführlicher und eingehender an unseren wissenschaftlichen Plänen miteinander zu arbeiten. Wir interessieren uns beide für die Kinderliteratur, ihre Entwicklung in der Vergangenheit und ihre Zukunft in Ost- und Mitteleuropa. Hier in Salzburg gibt es ein Kollektiv von WissenschaftlerInnen, die an den gleichen Problemen arbeiten wollen. Das ist ein neues Forschungsthema in unserem Fachbereich (Slawistik), und es war für mich sehr wichtig, dass ich mit den anderen an diesem wichtigen Thema weiter arbeiten kann.

Mit welchem Projekt beschäftigen Sie sich hier?

Ich arbeite jetzt an einem neuen Buch über die Entstehung der sowjetischen Kinderliteratur, ihrer Institutionen und Literaturgattungen. Meine Forschung ist den 20er- und 30er-Jahren des 20. Jahrhunderts gewidmet.

Sie haben am 28. Oktober 2009 einen sehr interessanten Vortrag über Körper und Gender in der sowjetischen Kinderliteratur gehalten. Was fasziniert Sie persönlich an diesem Thema?

Die Sexualität der Jugendlichen bleibt auch heute noch ein hoch tabuisiertes Thema für die Kinderliteratur. Eigentlich nur in der zweiten Hälfte der 1980er-Jahre, mit den Novellen von Anatolii Aleksin, setzt dieses Verbot auf die Beschreibung der Gefühle der Jugendlichen aus. Begriffe wie Kameradschaft und Freundschaft haben das Wort „Liebe“ im literarischen Sprachgebrauch der sowjetischen Schriftsteller vollkommen ersetzt. Ich wollte den Prozess der Entstehung dieser Tabus analysieren. Das war nicht nur die sowjetische Zensur, das war auch die Tradition in der russischen Kinderliteratur, die auf die wichtigsten Fragen des Großwerdens – Gender, Liebe, Körper – kei-

ne Antwort gab. Auf der einen Seite war es die neue revolutionäre Gendermentalität der 1920er-Jahre, auf der anderen Seite war es das Verschweigen oder eine totale Politisierung der Fundamentalfragen des Lebens. Und die Kinderliteratur, natürlich nur in ihren besten Werken, hat versucht, für die Jugendlichen diese Fragen zu beantworten.

Wie steht Russland öffentlich zu der Gleichstellung von Mann und Frau und welche Konsequenzen sind davon im Leben der russischen Frauen zu sehen?

Leider kann ich diese Frage nicht beantworten. Seit 22 Jahren bin ich im Westen. Ich besuche Russland nur als Forscherin. Die einzige Beobachtung die ich mache ist, dass Frauen mit den Veränderungen in Russland nach der Perestroika besser zurechtkommen als Männer. Während die Männer sich lang nicht zurechtfinden konnten, haben die Frauen schneller neue Möglichkeiten für Tätigkeiten gefunden.

War es für Sie während Ihres wissenschaftlichen Werdegangs je hinderlich, eine Frau zu sein? Wie wirkte sich Ihr Mutterdasein darauf aus und wie vereinbarten Sie diese beiden Aufgaben?

Ich habe nur ein Kind, einen Sohn, der jetzt selbst Vater ist. Ich wollte immer mehrere Kinder haben, aber das konnte ich in Russland nicht. Die ewigen Warteschlangen in den Lebensmittelgeschäften, die schlechte Versorgung mit elementaren Dingen und der ständige Wunsch, in meinem beruflichen Leben erfolgreich zu sein – das alles führte dazu, dass ich danach keine Kinder mehr bekam.

Ein berufliches Leben und ein privates Leben sind immer schwer zu kombinieren, selbst heute überlegen viele Frauen, ob sie beides vereinbaren können. Meine Arbeitszeit war immer in der Nacht, wenn meine Familie schlief. Mein Arbeitszimmer war meine Küche, wo ich gelernt habe, gleichzeitig zu schreiben und zu kochen. Bis heute arbeite ich am besten nach 10 Uhr am Abend! Mein bester Freund und mein treuester Unterstützer in allen meinen Entscheidungen und Projekten ist mein Mann. Er hat mir immer geholfen, selbst dann, wenn es nicht populär in Russland war, wo Männer selten zu Hause helfen. Hausarbeit und Erziehung des Sohnes haben wir immer geteilt. Ohne ihn hätte ich nie meinen heutigen beruflichen Stand erreicht. Mein Sohn hat auch sehr früh mitbekommen, wie wichtig meine Arbeit ist. Wir haben immer aufrichtig darüber gesprochen und uns gemeinsame Ziele als Familie im Leben gesetzt. Und meine Arbeit, die Konferenzen und Veröffentlichungen wurden immer als absolut wichtig betrachtet. Sehr oft war es nicht leicht, die beiden Aufgaben angemessen zu erfüllen. Zum Beispiel war ich während der Schwimmwettbewerbe meines Sohnes immer dabei, aber ich hatte auch immer Studierendenarbeiten mit mir, die ich in jeder möglichen Pause korrigiert habe.

Die beiden Männer in meinem Leben, mein Sohn und mein Mann, wussten immer, wie wichtig mein berufliches Leben ist, und sie unterstützten mich dabei.

Vielen Dank für dieses spannende Interview!

Die Interviewerin:

Ursula Vieider hat Kommunikationswissenschaft studiert und ist Mitarbeiterin im gendup.

* * *



Gleichberechtigung – ein steiniger Weg für Frauen

Der Kampf der Frauen um Freiheit, Gleichheit und Gleichberechtigung reicht bis ins 18. Jahrhundert zurück. Während der Französischen Revolution im „droit intermédiaire“ wurden den Frauen erstmals Zugeständnisse an sie als Rechtspersonen gemacht, unter anderem die Zeugnifähigkeit bei allen zivilen und gerichtlichen Akten, die Festsetzung des gleichen Heiratsalters und die Möglichkeit einer Scheidung aufgrund gegenseitiger Einwilligung (Gesetz über Ehe und Eheschließung und das Scheidungsgesetz der Gesetzgebenden Versammlung im Jahre 1792). In Frankreich beschnitt der Code Civil 1804 wiederum die gerade erst erkämpften Rechte der Frauen und legte in seinem Artikel 214 fest: „Der Mann ist seiner Frau Schutz, die Frau ihrem Manne Gehorsam schuldig.“ Auch in Deutschland im Bürgerlichen Gesetzbuch und in Österreich im ABGB wurden die patriarchalischen Vorrechte des Mannes festgehalten und somit die männlichen Interessen auf rechtlicher Ebene cementiert.

Erstmals wurden die gleichen Menschenrechte in den Bill of Rights und der Französischen Menschenrechtsdeklaration festgeschrieben. Olympe de Gouges verfasste als Gegenstück 1791 die „Declaration des droits de la femme et de la Citoyenne“ (sie stellte fest, dass diesen Menschenrechtskonzeptionen ein ausschließlich männliches Denkmuster zugrunde lag), worin sie sowohl für Männer und Frauen die gleichen Freiheits- und Eigentumsrechte, das Recht der Frauen auf Sicherheit und Widerstand gegen Unterdrückung als auch ein Beteiligungsrecht der Frauen an der Gesetzgebung forderte. In England setzte sich zur gleichen Zeit Mary Wollstonecraft für die eigenständige Erwerbstätigkeit der Frauen als Voraussetzung für Unabhängigkeit in der „Vindication of the Rights of Women“ ein und in den USA wurde bereits 1848 die Declaration of Sentiments (als Gegenerklärung zur Unabhängigkeitserklärung von 1776) auf der ersten Woman's Rights Convention beschlossen.

Im 19. Jahrhundert brachten in Österreich die Frauen ihre Unzufriedenheit mit den ungleichen gesellschaftlichen Be-

dingungen zum Ausdruck, indem sie im August 1848 den ersten „Wiener demokratischen Frauenverein“ gründeten und die Aufhebung der rechtlichen und tatsächlichen Unterordnung der Frau, den freien Zugang zu Universitäten der Rechtswissenschaften und der Medizin und die gleichen politischen Rechte, insbesondere das Wahlrecht, verlangten. Im November desselben Jahres wurde die politische Aktivität von Frauen verboten und der Verein wieder aufgelöst. Die Forderungen von Frauen konzentrierten sich danach auf eigene Bildungs- und Berufsmöglichkeiten, mit diesem Ziel agierte auch der Wiener Frauen-Erwerbsverein, der 1866 gegründet wurde. Auguste Fickert, Vorsitzende des 1893 gegründeten „Allgemeinen Österreichischen Frauenvereins“, und Adelheid Popp setzten sich erneut für das Frauenstimmrecht ein, welches aber erst 1918 mit der Einführung des aktiven und passiven Wahlrechts formal festgeschrieben wurde. Mit dem Gleichheitssatz in der österreichischen Bundesverfassung wurde 1920 auch die Gleichheit der Geschlechter vor dem Gesetz statuiert, was aber noch lange nicht die Gleichheit der Geschlechter in der Lebenswirklichkeit garantiert.

Mit Beginn der siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts setzte erneut eine Frauenbewegung ein, deren zentrale Anliegen sich einerseits noch mit den Forderungen der ersten Frauenbewegung deckten, andererseits das Aufbrechen der hierarchischen Geschlechterordnung, einen unabhängigen Status, den Ausbau der sozialen Rechte, Selbstbestimmung in der Lebensgestaltung und über den eigenen Körper, Chancengleichheit im Beruf sowie gleiche Verteilung der bezahlten und unbezahlten Arbeit zwischen den Geschlechtern forderten. Frauenförderung war die Antwort auf diese Forderungen, und diese wurde mit der Errichtung eines Frauenministeriums, der Errichtung von Gleichbehandlungs- und Frauenberatungsstellen usw. erfolgreich institutionalisiert. Weiters wurden Frauenförderungsmaßnahmen in den Gleichbehandlungsgesetzen und Frauenfördergeboten festgehalten. Das Frauenvolksbegehren von 1997 beinhaltete die Forderung nach Verankerung von konsequenter Gleichstellungspolitik in der Bundesverfassung um die Benachteiligung von Frauen aktiv und umfassend abzubauen. In elf Punkten wurden gesetzliche Maßnahmen wie die Bindung der öffentlichen Auftragsvergabe an Frauenförderung, ein Mindesteinkommen, die arbeits- und sozialrechtliche Gleichstellung von Teilzeitarbeit und geringfügiger Beschäftigung mit voller Erwerbsarbeit, Nichtanrechnung des PartnerInneneneinkommens bei Notstandshilfe und Ausgleichszulage, staatliche Bildungsmaßnahmen für Frauen, Bereitstellung von Kinderbetreuungseinrichtungen, zweijähriges Karenzgeld für AlleinerzieherInnen, Anspruch auf Elternteilzeit, Ausdehnung der Behaltfrist am Arbeitsplatz nach der Karenz, Grundpension oberhalb des Existenzminimums für alle (Kindererziehung und Pflegearbeit sollen pensionserhöhend wirken) und keine weitere Anhebung des Pensionsantrittsalters für Frauen (solange diese nicht voll gleichberechtigt sind) verlangt.

Wie sieht es nun heute mit diesen Forderungen aus dem Jahre 1997 aus? Viele der Diskussionen werden weiterhin geführt, und es ist noch lange kein erfolgreiches Ende in Aussicht. Nach dem Bundesvergabegesetz kann die öffentliche Auftragsvergabe an Frauenfördermaßnahmen gekoppelt werden, aber wie weit wurde diese Möglichkeit bereits genutzt? Vielleicht gelingt es der Wiener Frauenstadträtin Sandra Frauenberger ab dem Jahre 2010 Betriebe bei öffentlichen Aufträgen zur Frauenförderung zu verpflichten. Auch die Diskussion um ein „Mindesteinkommen“ (oder Grundsicherung) als Garantie für ein Exi-

stenzminimum wird seit Jahren geführt. Es sind immer noch vorrangig Frauen, die von Armut betroffen unter dem Existenzminimum leben müssen. Atypische Beschäftigungsverhältnisse (Teilzeitarbeit, geringfügige Beschäftigung) sind zwar rechtlich voller Erwerbsarbeit gleichgestellt, das zeigt sich in der Realität aber meist nicht. Abgesehen von dem geringeren Einkommen und den damit verbundenen Folgen haben Teilzeitkräfte nur selten die Chance auf eine Position in der Führungsetage. Bei der Frage, ob Notstandshilfe oder Ausgleichszulage gewährt werden können, wird nach wie vor das PartnerInneneinkommen angerechnet.

Einige Forderungen des Volksbegehrens wurden aber bereits erfüllt. Es wurde ein einkommenunabhängiges Kinderbetreuungsgeld geschaffen und wir können heute zwischen fünf unterschiedlichen Kinderbetreuungsgeldmodellen wählen. Kindererziehungszeiten werden nun als Beitragszeiten in der Pensionsversicherung angerechnet. Die Anzahl der Kinderbetreuungsplätze wurde zwar erhöht, diese sind aber immer noch nicht flächendeckend vorhanden. Ebenfalls gibt es spezielle Bildungsangebote für Frauen, insbesondere beim beruflichen Wiedereinstieg. Die Anpassung des gleichen Pensionsantrittsalters für Frauen und Männer wird allerdings schrittweise bis zum Jahre 2033 erfolgen.

Nach wie vor macht es also in der heutigen Gesellschaft einen großen Unterschied hinsichtlich Lebensplanung und Perspektiven, ob ich als Mann oder Frau zur Welt komme. Ausschlagge-

bend dafür ist die immer noch den Geschlechtern zugewiesene Arbeitsteilung, bei der den Frauen die unbezahlte Reproduktionsarbeit sowie den Männern die bezahlte Produktionsarbeit zugeschrieben wird. Trotz Gleichbehandlungsgesetzgebung werden Frauen sprachlich diskriminiert, erhalten niedrigere Löhne und haben mehr denn je mit Arbeitsmarktproblemen zu kämpfen. Frauen sind wesentlich häufiger von Arbeitslosigkeit betroffen als Männer, denn die frauenspezifische Berufswahl, die vertikale und horizontale Segregation (gläserne Decke), atypische Beschäftigungsverhältnisse, familienbedingte Unterbrechungen der Berufskarriere, daraus folgend schlechtere soziale Absicherung sowie die unbezahlte Haus- und Familienarbeit (Kinderbetreuung, Altenpflege) sind ausschlaggebend für die schlechtere Stellung der Frauen am Arbeitsmarkt.

Ingrid Schmutzhart

Die Autorin:

Ingrid Schmutzhart studierte Rechtswissenschaften und ist Leiterin des gendup – Zentrum für Gender Studies und Frauenförderung, Uni Salzburg.

Schmutzhart, Ingrid: Frauenförderung als Mittel zur Gleichstellung. Saarbrücken 2007

* * *



Illustrationen: Thomas Plaßmann
aus der Broschüre: Feigl, Susanne/Kartusch, Angelika/Lukas, Karin/Weyss, Birgit: Ihr gutes Recht. Gleichbehandlung und Gleichstellung von Frauen und Männern in der Privatwirtschaft. Wien 2007

Julia Franck: Die Mittagsfrau

Rezension von Stephanie Kärn



Eines Tages, kurz nach Ende des Zweiten Weltkrieges, verlässt Helene ihren Sohn, ohne zu wissen, ob sie ihn je wieder sehen wird, und sie tut das mit voller Absicht. Sie tut das, weil sie keine andere Möglichkeit mehr sieht, mit ihrer Situation klarzukommen, weil die Beziehung zu ihrem Sohn schwierig ist, aber auch aus Liebe.

Von Anfang an hat es Helene nicht leicht: Schon als Kind fühlt sie sich von ihrer Mutter ungeliebt, die starke psychische Probleme hat, „herzensblind“ nennt sie sie. Die Söhne, die schon als Kinder gestorben sind, haben sie die Abgeschiedenheit wählen lassen. Der Vater erholt sich nie mehr von den Folgen der Verletzungen, die er im Ersten Weltkrieg davongetragen hat. Er liebt seine Frau, aber in ihrer emotionalen Distanziertheit will diese ihren Mann im Krankenbett nicht mehr sehen. So lebt sie monatelang ein Stockwerk unter ihm im selben Haus, ohne zu sehen.

Für Helene wird es auf manche Art schwer, sich zu entfalten: Schon früh muss sie hart arbeiten und die Druckerei ihres Vaters stellvertretend leiten. Als Kind einer jüdischen Mutter, die den Einwohnerinnen und Einwohnern ihrer Stadt Bautzen fremd bleibt, und eines christlichen Vaters kann sie auch keinen Halt in einem eindeutigen religiösen Wertesystem finden. Einzige Stütze ist ihre Schwester Martha, zu der sie oft ein gespaltenes Verhältnis hat. Die neun Jahre ältere Martha ist ihr Vorbild, gleichzeitig hat diese Schwesternbeziehung aber auch masochistische und teilweise sogar homoerotische Bezüge. Dennoch ist auch Martha ein interessant widersprüchlicher Charakter: Sie beherrscht perfekt die Rolle der Femme fatale, tritt allerdings auch als emotional instabile Drogensüchtige auf. Marthas Beziehung zu Leontine, einer verheirateten Frau, macht die „Menage-à-trois“ zum Spannungsknoten über weite Strecken der Handlung.

Leontine ist vor allem ein berufliches Vorbild für Helene: Sie möchte irgendwann Medizin studieren, genau wie es Leontine getan hat. So erlernen auch Martha und Helene den Beruf der Krankenschwester. Als Helene aber ihrem Professor ihre weiteren Pläne offenbart, führt er Leontine als seine Mitarbeiterin ins Feld, denn „klüger wäre es gewiss, Leontine wäre an seiner Seite geblieben“, meint er. „Welch vergebliche Mühe, Frauen das Studieren zu gestatten! In einem Beruf, der Ausdauer, Kraft und Konzentration, ja das Beugen des Menschen in geistige und körperliche Zwänge bedeute, da hätten Frauen nichts verloren. [...] Warum also sollte eine Frau studieren? [...] Was bilden Sie sich ein, Schwester? Glauben Sie, Sie könnten es jemals besser haben als an meiner Seite, auf meiner Station?“ (S.158 f.) Hier wird in vollem Umfang das menschenverachtende Gehabe der Figur des Professors deutlich.

Später zieht Helene mit Martha zusammen nach Berlin. Da-

bei gelingt es Julia Franck, ein minutioses Sittenbild des Berlins der 1920er zu entwerfen: Neben rauschenden Partynächten mit Drogenexzessen prägt die Angst um den Verlust des Vermögens das Bild. Auf einer dieser Partys lernt die belebte Helene den charmanten Carl Wertheimer kennen. Mit ihm unterhält sie sich über Heidegger, Cassirer, Lasker-Schüler und Kant, die Beziehung der beiden hat von Anfang an nicht nur eine erotische, sondern auch eine intellektuelle Komponente. Doch wegen eines tragischen Schicksalsschlags bleibt ihr auch dieses Glück nicht lange erhalten. Helene verliert abermals den Halt, und als sie später den begeisterten Nationalsozialisten Wilhelm kennen lernt, willigt sie mehr aus emotionaler Lethargie und Versteinerung denn aus Liebe in die Heirat ein.

In der Nazizeit muss sie erleben, wie sie als Frau zunehmend zum Objekt gemacht wird, und wie jüdische Verwandte deportiert werden. Ihr einziger Trost ist ihr Sohn, den sie von Wilhelm bekommt. Der Hinweis ihrer Schwester, „Helenes größter Fehler könnte werden, ihre Fähigkeiten zu verheimlichen und schließlich als armes Hascherl bettelnd in den Armen eines Mannes zu landen“ (S.151), droht sich zu bewahrheiten. Wilhelm, ihr Mann, ist emotional auf eine ganz andere Art zerstört als sie selbst: Einerseits sucht er anscheinend nach einer Kopie der von ihm in seiner Jugend umschwärzten Alice, andererseits ist er gefühlsmäßig nicht in der Lage, sich auf irgendjemanden einzulassen, selbst bei seinem Sohn gelingt ihm das nur schwer. Damit zeigt Franck die gesellschaftlichen Umstände auf, mit denen Frauen in der Zeit in und zwischen den Weltkriegen zu kämpfen hatten – ohne aber deshalb bloße Geschlechterklischees zu bedienen. Sowohl Männer- als auch Frauenfiguren sind auf vielschichtige Art und Weise in der Lage, psychisch grausam an ihren Mitmenschen zu handeln. Oft sind Figuren Täter und Opfer zugleich – so bewahrt z. B. Wilhelm Helene vor der Verfolgung durch die Nationalsozialisten, macht sie aber gleichzeitig zum bloßen Objekt seiner Lust.

2007 hat Julia Franck den Deutschen Buchpreis für ihren Roman bekommen. Interessant ist ihre eigene Beobachtung, wie unterschiedlich der Titel der mysteriösen „Mittagsfrau“, einer Sagengestalt aus der Lausitz, interpretiert wird: Männer, so merkt sie an, assoziieren damit oft eher eine Geliebte, die mittags kommt, Frauen eher eine mittags kochende Frau. Die Sagengestalt ist eine Geistererscheinung (sehr entfernt mit dem fliegenden Holländer zu vergleichen), auf die Franck Bezug nimmt. Diese Gestalt verflucht die auf den Feldern arbeitenden Bäuerinnen und Bauern, und der Fluch kann erst aufgehoben werden, wenn diese ihr „eine ganze Sunde von der Verarbeitung des Flachs“ erzählen“. Dabei lässt sie den Bezug z. B. der Hauptfigur Helene zu dieser Sagengestalt bewusst offen, wenn diese im Verlauf ihrer Ehe immer schweigsamer wird. Teile der Erzählung, wie das Verlassen des Kindes, beruhen auf einer wahren Begebenheit in Francks Familie.

Wie die Biografie ihrer Figuren eine höchst widersprüchliche ist, ist es auch ihre eigene:

Sie hat Altamerikanistik, Philosophie und Germanistik an der FU Berlin studiert. Für einige ihrer Erzählungen hat sie bedeutende Preise (wie den 3sat-Preis beim Ingeborg-Bachmann-Wettbewerb) gewonnen. Dazu kontrastierend, hat sie auch eine von materiellem Mangel geprägte Kindheit in Ostberlin verlebt sowie nach Eigenaussage „sieben lange Jahre als Putzfrau, zehn kurze Jahre als Kindermädchen, drei nicht zu verachtende Jahre als Kellnerin, sowie als Hilfsschwester, Phonotypistin, wissenschaftliche Hilfskraft an der Freien Universität und

auch als freie Mitarbeiterin für das Radio und verschiedene „Zeitungen“ gearbeitet. Dass sie es dennoch geschafft hat, so erfolgreich zu werden, sei ihr gegönnt.

Die Autorin:

Stephanie Kärn hat gerade ihren Bakk. in Germanistik absolviert und studiert auch Psychologie.

Julia Franck: Die Mittagsfrau. S. Fischer 2007, 430 S.

* * *

Neu in der gendup-Bibliothek

HAUCH, Gabriella (2009):
**Frauen bewegen Politik.
Österreich 1848 - 1938.**
StudienVerlag.



Genau recherchiert und aufgearbeitet gibt dieses Buch Auskunft über die verschiedenen Frauenbewegungen zwischen 1848, als der erste Frauenverein gegründet wurde, bis hin zu dem Jahre 1938, als der Zweite Weltkrieg die bis dahin gültige Geschlechterordnung vorläufig auf den Kopf stellte. Die Geschichte der Frauenbewegung in der Habsburgermonarchie und die Veränderungen sowie die Kontinuitäten, mit denen sie sich in der Ersten Republik als Parteipolitikerinnen und Parlamentarierinnen konfrontiert sahen, thematisiert die Autorin. Ebenso werden drei Biographien von engagierten Akteurinnen (Adelheit Popp, Käthe Leichter und Therese Schlesinger) dargestellt, die dieses Buch abrunden.

KAISER-BELZ, Manuela (2008):
Mentoring im Spannungsfeld von Personalentwicklung und Frauenförderung. Eine gleichstellungspolitische Maßnahme im Kontext beruflicher Felder.
VS Verlag für Sozialwissenschaften.



Die Autorin geht im Kontext der Geschlechterforschung der Frage nach, ob Frauen durch gleichstellungspolitische Maßnahmen dazu befähigt werden, in bislang männerdominierten beruflichen Felder „mitzuspielen“, oder ob diese Maßnahmen nicht ihrerseits dazu beitragen, Regeln und Muster zu stabilisieren, die zum weitgehenden Ausschluss von Frauen führen. Manuela Kaiser-Belz erläutert in dieser Dissertation, inwiefern Mentoring für Frauen dazu beitragen kann, diese Regeln und Muster systematisch aufzudecken und durch die Positionierung von Akteurinnen letztlich zu verändern.

DIETZE, Gabriele/BRUNNER, Claudia/WENZEL, Edith (Hrsg.) (2009):

Kritik des Okzidentalismus. Transdisziplinäre Beiträge zu (Neo-)Orientalismus und Geschlecht.

Transcript.



Die Autorin untersucht in diesem Buch Entstehung, Verlauf und Folgen von Mobbing am Arbeitsplatz und zeigt Möglichkeiten der Intervention bzw. Prävention auf. Dabei wird klar, dass sowohl der Begriff Mobbing als auch die Erscheinungsformen viele verschiedene Gesichter hat: ständiges Kritisieren, Vermeiden von Kommunikation, systematische Über- oder Unterforderung, Drohungen, gewaltsame oder sexuelle Übergriffe sind nur einige Beispiele. Zahlreiche Fallbeispiele und Tipps runden diesen Band ab.

HILLMANN, Felicitas/WINDZIO, Michael (2008):

Migration im städtischen Raum. Chancen und Risiken der Segregation und Integration.

Budrich UniPress.



Die zentrale Fragestellung dieses Buches befasst sich mit den Auswirkungen der internationalen Wanderungen auf die Ziel-Städte der MigrantInnen. Die damit einhergehenden Chancen und Risiken von Integration und Segregation werden anhand von Fallstudien im städtischen Raum aufgezeigt. Der Fokus liegt hier auf die Prozesse der räumlichen Segregation, der innerstädtischen Wohnstandortwahl, der territorialen Stigmatisierung, aber auch auf den sozialen Problemen und die aktive Gestaltung von Integration aus Sicht der MigrantInnen.

AUFERKORTE-MICHAELIS, Nicole/STAHR, Ingeborg/SCHÖNBORN, Anette/FITZEK, Ingrid (Hrsg.) (2009):

Gender als Indikator für gute Lehre. Erkenntnisse, Konzepte und Ideen für die Hochschule.

Budrich UniPress.



Die Autorinnen und Autoren dieses Sammelbandes gehen der Frage auf den Grund, wie das studentische Lernen durch Lehren effektiver und effizienter gestaltet werden kann. Hauptaugenmerk liegt dabei auf den Akteursgruppen in Studium und Lehre, insbesondere Lehrende und Studierende mit ihren Kompetenzen. Die Berücksichtigung von Genderaspekten in Studienangeboten wie im Lehralltag verbessert die Qualität der Hochschulausbildung. In diesem Buch werden die Anforderungen an die Umsetzung des Gender Mainstreaming an Hochschulen diskutiert und Erkenntnisse aus der Lehr- und Lernforschung sowie Praxisbeispiele aus dem Lehralltag vorgestellt.

* * *

Märchen vom Auszug aller „Ausländer“

von Helmut Wöllenstei

Es war einmal, etwa drei Tage vor Weihnachten, spät abends. über dem Marktplatz der kleinen Stadt kamen ein paar Männer gezogen. Sie blieben an der Kirche stehen und sprühten auf die Mauer die Worte „Ausländer raus“ und „Deutschland den Deutschen“. Steine flogen in das Fenster des türkischen Ladens gegenüber der Kirche. Dann zog die Horde ab. Gespenstische Ruhe. Die Gardinen an den Fenstern der Bürgerhäuser waren schnell wieder zugefallen. Niemand hatte etwas gesehen.

„Los kommt, wir gehen.“ „Wo denkst du hin! Was sollen wir denn da unten im Süden?“ „Da unten? Da ist doch immerhin unsere Heimat. Hier wird es schlimmer. Wir tun, was an der Wand steht: „Ausländer raus!““

Tatsächlich: Mitten in der Nacht kam Bewegung in die kleine Stadt. Die Türen der Geschäfte sprangen auf. Zuerst kamen die Kakaopäckchen, die Schokoladen und Pralinen in ihrer Weihnachtsverkleidung. Sie wollten nach Ghana und Westafrika, denn da waren sie zu Hause. Dann der Kaffee, palettenweise, der Deutschen Lieblingsgetränk: Uganda, Kenia und Lateinamerika waren seine Heimat.

Ananas und Bananen räumten ihre Kisten, auch die Trauben und Erdbeeren aus Südafrika. Fast alle Weihnachtsleckereien brachen auf. Pfeffernüsse, Spekulatius und Zimtsterne, die Gewürze aus ihrem Inneren zog es nach Indien. Der Dresdner Christstollen zögerte. Man sah Tränen in seinen Rosinenaugen, als er zugab: Mischlingen wie mir geht's besonders an den Kragen. Mit ihm kamen das Lübecker Marzipan und der Nürnberger Lebkuchen.

Nicht Qualität, nur Herkunft zählte jetzt. Es war schon in der Morgendämmerung, als die Schnittblumen nach Kolumbien aufbrachen und die Pelzmäntel mit Gold und Edelsteinen in teuren Chartermaschinen in alle Welt starteten. Der Verkehr brach an diesem Tag zusammen ... Lange Schlangen japanischer Autos, voll gestopft mit Optik und Unterhaltungselektronik, krochen gen Osten. Am Himmel sah man die Weihnachtsgänse nach Po-

len fliegen, auf ihrer Bahn gefolgt von den Seidenhemden und den Teppichen des fernen Asiens.

Mit Krachen lösten sich die tropischen Hölzer aus den Fensterrahmen und schwirrten ins Amazonasbecken. Man musste sich vorsehen, um nicht auszurutschen, denn von überall her quoll Öl und Benzin hervor, floss in Rinnen und Bächen zusammen in Richtung Naher Osten. Aber man hatte ja Vorsorge getroffen.

Stolz holten die deutschen Autofirmen ihre Krisenpläne aus den Schubladen: Der Holzvergaser war ganz neu aufgelegt worden. Wozu ausländisches Öl?! – Aber die VWs und BMWs begannen sich aufzulösen in ihre Einzelteile, das Aluminium wanderte nach Jamaika, das Kupfer nach Somalia, ein Drittel der Eisenteile nach Brasilien, der Naturkautschuk nach Zaire. Und die Straßendecke hatte mit dem ausländischen Asphalt auch immer ein besseres Bild abgegeben als heute.

Nach drei Tagen war der Spuk vorbei, der Auszug geschafft, gerade rechtzeitig zum Weihnachtsfest. Nichts Ausländisches war mehr im Land. Aber Tannenbäume gab es noch, auch Äpfel und Nüsse. Und die „Stille Nacht“ durfte gesungen werden – allerdings nur mit Extragenehmigung, das Lied kam immerhin aus Österreich!



Impressum:

gendup – Zentrum für Gender Studies und Frauenförderung,
Büro des Rektorats Universität Salzburg
Kaigasse 17, 5020 Salzburg, Tel.: 0662/8044-2522
<http://www.uni-salzburg.at/gendup>

Gestaltung: Hermann Kunstmann, printcenter, Universität Salzburg
Redaktion: Bernadette Gotthardt, Ursula Vieider
Endkorrektur/Layout: Irene Rehrl

Schatten der Zeit

von Ingrid Schmutzhart

Wo sind wir heute,
wo ist die Zeit,
die, die Freude auf morgen brachte,
nach Neuem und Aufregendem sich sehndend,
in Ausgeglichenheit zu genießen,
zu verweilen im Augenblick,
angekommen in der Ruhe und Besinnung,
um nachzudenken und zu atmen
die angenehme, erfrischende Luft des Jetzt,
des bewussten Einsseins mit der Gegenwart,
der Harmonie der Gefühle
für Geborgenheit und Wohlbefinden,
der Sehnsucht nach Glück,
auf der Stufe zur Glückseligkeit.
Weihnachten wäre ein Zeitpunkt
um innezuhalten
heute und jetzt.



wünschen Bernadette, Ingrid, Ursula und Irene